

"Jeschua, Sohn Josephs"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **17 (1931)**

Heft 16

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-529043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nicht ein Minimum voraus, sondern ein Maximum. So hält es der Geschäftsmann oder der Handwerker, fast jeder Arbeitgeber, der einen Lehrling einstellt, so hält es die menschliche Gesellschaft im allgemeinen und jeder Mensch im besonderen, so hält es jede — Schule. Und es ist ja kein Zweifel: nicht überall kann man wieder von vorne anfangen und etwas muss vorausgesetzt werden; nur wird heutzutage fast allerorten zu viel und zu wenig vorausgesetzt, zu viel an Wissen und Können, zu wenig an Verstehen und Werten, zu viel an Angelerntem und Eingepauktem, an Verstandes- und Gedächtnismässigem, zu wenig an Fähigkeiten und Anlagen. Man tut so, als müsste die Schule dem Menschen alles schon beigebracht haben, und vergisst, dass der Mensch lern- und aufnahmefähig bleibt, so lange er lebt. Und hat der junge Mensch nicht alles, was man — mit Recht oder Unrecht — vermutet und voraussetzt, in seinem Kopf drinnen — das Herz darf ja ohnehin leer sein —, dann ist der Lehrer schuld. Und wenn er den Vorwurf fürchtet, nicht seinetwegen, sondern um des späteren Schicksales seiner Schüler willen, wer kann es ihm verargen? Und so ist seine Schuld eine tragische Schuld, weil die Sühne, die er leistet, grösser wird als der Fehler, den er macht. Und daran erst würde er ganz zerbrechen, wenn er auf nichts mehr hoffen kann, auf kein Verständnis seines guten Willens und auf kein Anerkennen des trotz allem Erreichten. Und er könnte auch nicht mehr erwarten, dass sein tieferes Wissen um die Möglichkeiten des Unterrichtes, sein Kämpfen um eine richtige Schule, sein Ringen um die ihm anvertraute Jugend zum Siege führt. Darüber müsste sein Herz zu Stein werden — der Schulmeister zum Schulfuchs — oder verbluten.

Bei Philipp Korn ward die Schuld nicht zur Last und sein Zusammenbruch nicht zum Untergang. Denn seine Schuld sass nicht im Herzen, nur im armseligen Kopf, und sein Fehler fand nicht Richter, sondern kluge Menschen und eines Kindes, seines Kindes wundersame Liebe. Ich will davon nicht mehr reden; denn da ich diese Seiten aus Federer abschreiben oder ihm nachschreiben würde, zerstörten mir wohl die Tränen der Rührung die Schrift. Ich will lieber den geduldigen Leser dieser Zeilen bitten, selbst seinen Federer zur Hand zu nehmen und ihn mit eigenen Augen zu lesen und mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf, und es wird ihm gehen wie dem unselig-seligen Philipp Korn, wann er dem Spielwerk seiner Uhr zugehört hat, die ihm die dankbare Gemeinde geschenkt hatte, just an dem Tage, da die Schuld des Vaters am Sohne offenbar ward.

„Der Lehrer aber lauscht dem letzten, fernen Klange nach, und ihm ist, er höre seine lieben, kleinen Schüler mit ihren ungebrochenen Stimmen rechnen und lesen, von der Heimat und der vaterländischen Geschichte unglaublich prahlen, Fabeln deklamieren

und hohe deutsche Lieder singen. Und da zieht es den alten Magister unwiderstehlich zu den blauen Hefen, den Tintenfässern, zu Kreide, Lineal, Schwamm und Stecken, mit einem Wort zur Poesie seiner von Kindergeruch und grauer Weisheit erfüllten heimeligen Schulstube.“

„Jeschua, Sohn Josephs“

Vor einigen Wochen tauchte in einer jüdischen Zeitschrift in Berlin die Meldung auf, man habe in Jerusalem den „Leichnam Jesu“ aufgefunden, eine Knochenkiste mit den Gebeinen Jesu Christi. Diese Notiz machte rasch die Runde durch die christenfeindliche Presse, sei doch damit die Unhaltbarkeit der Behauptung der Auferstehung Jesu aus dem Grabe und damit die Unhaltbarkeit der christlichen Lehre überhaupt bewiesen. Nun veröffentlicht Professor *Dr. Hubert Grimme*, der hervorragende Orientalist und Epigraphiker, der zuerst eine jüdische Ossuarieninschrift („Joseph bar Simon“) herausgab, in der „Kölnischen Volkszeitung“ (Nr. 141 vom 21. März 1931) einen Artikel über diese Knochenkiste mit der obigen Inschrift „*Jeschua, Sohn Josephs.*“ Wir bringen ihn hier auch unsern Lesern zur Kenntnis, da sie sich vermutlich auch darum interessieren, was von der Behauptung des jüdischen Blattes und dem Jubel der christenfeindlichen Presse zu halten ist.

Professor Grimme schreibt:

„Ein Inschriftenfund, der kürzlich in der Umgebung von Jerusalem gemacht worden ist und über den sein Entdecker, Professor Eleazar, L. Sukenik, vor einiger Zeit in Berlin geredet hat, verdient näher beleuchtet zu werden, denn es ist anzunehmen, dass er durch Leute, die von hebräischer Graphik wenig oder nichts verstehen, eine Deutung bekommt, die Aufregung oder gar Beunruhigung in weitere Kreise unseres Volkes tragen könnte. Es handelt sich um eine aus drei Worten, „Jeschua, Sohn Josephs“, bestehende hebräische Inschrift, die auf einem Ossuarium eingeritzt ist. Für ihr Verständnis und ihre Wertung bedarf es vor allem einer klaren Vorstellung vom Begriff Ossuarium.“

In den letzten 30 Jahren hat die hebräische Archäologie ihr besonderes Augenmerk auf das Aufsuchen und Erforschen von unterirdischen Räumen in der näheren und weiteren Umgebung von Jerusalem gerichtet, die man, wenn nicht als Grabstätten, so doch als Stätten für die Bergung der Ueberreste von Leichen anzusehen hat. Darauf deuten ausser Gegenständen wie Lämpchen und Glasphiolen steinerne Kisten von meist kleinem Ausmass (50—70 cm Länge, 30—35 cm Breite), deren Aussen-seite fast immer einen eigenartigen ornamentalen Schmuck aufweist, nämlich zwei grosse stern- oder kompassähnliche Kreise. Man hat in ihnen wohl Augen, das für semitische Grabausschmückung besonders bezeichnende Motiv, in künstlerischer Umstilisierung zu sehen. Dadurch sind diese Kisten schon von aussen als etwas, was mit der Totenbestattung zu tun hat, kenntlich gemacht. Ihr Inneres enthält nichts als menschliche Knochen oder Knochenreste, weshalb man ihnen den Namen Ossuarien („Knochenkisten“) gegeben hat. Man darf

Ich setze Ehre darein, das Unterrichtsheft unserer Hilfskasse, das mir stets gute Dienste leistete, weiter zu empfehlen. Damit kann ich dem zweifachen Zwecke dienen, nothleidenden Kolleginnen und Kollegen zu helfen und die Unterrichtsweise leichter und erfolglicher zu gestalten. Ein Landlehrer.

als gesichert annehmen, dass im Spätjudentume die Toten zunächst in Felsengräbern bestattet wurden, und zwar, ohne dass man sie in Sarkophage bettete. Nach einer gewissen Zeit, wenn die Leichen verwittert und zerfallen waren, nahm man ihre Ueberreste, d. h. vor allem ihre Gebeine, aus der Grabstätte heraus, legte sie in Ossuarien und stellte diese auf Bänke in einen Raum, der oft mit dem des Grabes in örtlicher Verbindung stand, unter Umständen auch selbständiger Art war. Ein solcher Ossuarienraum enthält fast immer eine grössere Zahl von Gebeinkisten Angehöriger einer Familie; das beweisen Inschriften, die zur Feststellung der bestatteten Persönlichkeiten auf Vorderseite oder Deckel der Ossuarien meist in sehr flüchtig ausgeführter Schrift angebracht sind. Zuweilen begnügte man sich mit der Angabe des Namens der Toten; in der Regel fügte man jedoch den Namen seines Vaters hinzu; bei Leuten von besonderem Range, wie Priestern und Staatsschreibern, wurde auch wohl ihr Titel angegeben. So bedeutete die Beschriftung der Ossuarien gewissermassen nur die Katalogisierung derer, von denen die Gebeine stammten. Die Namen sind zumeist in hebräischer Form gegeben; aber auch griechisch geschriebene kommen vor. Dieses und der Schriftduktus berechtigen zu der Annahme, dass die uns bekannten Ossuarien sämtlich in das letzte vorchristliche und das erste nachchristliche Jahrhundert gehören.

Die Eigennamen der Ossuarieninschriften klingen uns meist wohlbekannt; denn sehr viele der in den Büchern des Neuen Testaments vorkommenden Namen sind unter ihnen vertreten. Als Lieblingsnamen der Juden der Zeit Christi erweisen sie: Joseph, Simon, Juda (Judas), Joachim (Johannes), Elasar (Lazarus), Marjam (Maria) und Salom (Salome).

Auch der uns besonders verehrungswürdige Name Jesus (hebräisch Jeschua) ist schon längst auf einem Ossuarium aus der Nähe von Jerusalem gefunden worden. Gehörte er doch zu den am meisten verbreiteten Namen und wurde von hoch und niedrig getragen. So führten ihn, wie uns Josephus Flavius mitteilt, zwei Hohepriester der ersten Jahrzehnte nach dem Tode Christi; aber auch der berühmte Räuber Barabbas (d. h. „Sohn des Abba“) hiess eigentlich Jesus, wie uns die altsyrische Evangelienübersetzung vom Sinaikloster lehrt. Die Häufigkeit des Namens Jesu wird der Grund sein, weshalb der Heiland mehrfach mit „Jesus, der Nazarener“, bezeichnet wurde; dadurch hob man ihn aus der grossen Zahl der Träger des Namens Jesus etwas heraus.

Da somit sowohl Joseph wie Jeschua (Jesus) Namen von besonderer Häufigkeit im Zeitalter Jesu Christi waren, so hat es nichts Ueberraschendes an sich, wenn einmal — wie in der von Prof. Sukenik gefundenen Ossuarienaufschrift — beide zusammen als „Jeschua, Sohn Davids“, vorkommen. Es sollte möglich sein, auch die Träger der Familie dieser Namen kennen zu lernen; denn vermutlich ist das Jeschua-Ossuarium nicht für sich allein, sondern zugleich mit anderen gefunden worden, und gehörten die Leute, deren Gebeine in ihnen aufbewahrt waren, alle ein und derselben Familie an. Hoffen wir, dass Prof. Sukenik bald Näheres über die Einzelheiten des von ihm entdeckten Ossuarienraumes veröffentlicht.

Unter Beachtung des Vorstehenden wird man jeden Versuch, das neugefundene Ossuarium als ein solches hinzustellen, in welchem die Gebeine Jesu Christi gelegen haben könnten, als jeder Wahrscheinlichkeit bar hinstellen müssen. Bei einem solchen Versuche müsste man annehmen: 1. dass Anhänger Christi seinen Leichnam in den ersten drei Tagen nach seiner Bestattung aus seinem ursprünglichen Grabe entwendet hätten;

2. dass er längere Jahre in einem anderen Grabe heimlich aufbewahrt worden wäre; 3. dass seine letzten Reste endlich in dem Ossuariumraume irgend einer jüdischen Familie untergebracht wären; 4. dass man dort dem Ossuarium des Heilandes die katalogisierende Aufschrift „Jeschua, Sohn Davids“ eingeritzt hätte unter Fortlassung alles dessen, was seine Herkunft, seinen Rang und sein Wirken hätte kennzeichnen können. Da dies alles von Anhängern Christi ausgeführt worden wäre, so müsste seine Gemeinde längere Zeit nach seinem Tod aus zwei Schichten bestanden haben, von denen eine um die Entwendung seines Leichnams wusste, sie aber geheim hielt, während die andere ganz ohne Kenntnis des Vorgefallenen geblieben wäre. Zu der letzteren hätten dann alle Apostel gehört, die bei ihrer Verkündigung des Evangeliums immer von seiner wunderbaren Auferstehung aus dem Grabe ausgingen und sich als Zeugen dafür hinstellten. Noch weitere Unwahrscheinlichkeiten einem Versuche, das neue Ossuarium zu einem Grabe Jesu Christi zu stempeln, entgegenzuhalten, sei den Exegeten und Kirchenhistorikern vorbehalten; der Epigraphiker und Archäologe wird den neuen Fund einfach in die Reihe früherer ähnlicher einordnen, ohne etwas wesentlich Neues aus ihm gelernt zu haben.“

Geographie und Geschichte

Ob man (so schreibt Dr. Hugo Hassinger in seinem Werke „Geographische Grundlagen der Geschichte“*) die Erdräume von heute oder die der Vergangenheit behandeln mag, immer wird man finden, wie ihre Grösse, Lage und Ausstattung einen Rahmen bilden, innerhalb dessen überhaupt nur gewisse Entwicklungsmöglichkeiten menschlicher Zustände und Handlungen zugelassen sind, andere aber stets ausgeschlossen bleiben müssen. In dieser Auslese des Möglichen ist in der Tat eine sehr starke Beeinflussung historischer kollektivistischer Entwicklung durch die Natur der Erdräume gegeben. Eine Anpassung menschlicher Willensakte an diese erfolgt jedoch auch dadurch, dass instinktiv oder intellektuell vom Menschen die von Natur gebotenen Begünstigungen erfasst und seinen wirtschaftlichen und politischen Zwecken dienstbar gemacht werden, während er andererseits natürlichen Widerständen ausweicht. So begibt er sich freiwillig in ein Abhängigkeitsverhältnis von der Natur, in ein Zweckmässigkeitsverhältnis zu ihr, das jedoch leicht den Eindruck eines zwangsläufigen erwecken kann. Zweifellos werden auch kollektivistische menschliche Unternehmungen, z. B. Völkerwanderungen, Feldzüge, Entdeckungsfahrten, in weitgehendem Masse von der Natur der Erdräume beeinflusst. Man kann von einer Leitfähigkeit geographischer Räume für historische Bewegungen sprechen, von deren Verstärkung oder Abschwächung durch jene.

Und ebenso zweifellos ist die weitgehende Beeinflussung materieller Kulturercheinungen durch Klima, Boden und Rohstoffinhalt der Länder, ist die Staatenentwicklung durch die Grösse, Lage und Ausstattung der Erdräume wesentlich bestimmt. Der Staat und seine Wirtschaft sind und bleiben eben an den Boden gefesselt. Der Mensch ist ganz ausserstande, sich der Einwirkung natürlicher, politischer und kultureller Lagebeziehungen seines Wohnraumes zu entziehen. Sie sind Gegebenes, jedoch verändern

*) „Geographische Grundlagen der Geschichte“ von Hugo Hassinger, Prof. an der Univ. Freiburg i. Br. Mit 8 Karten (2. Band der „Geschichte der führenden Völker“, herausgegeben von H. Finke, Herm. Junkers, Gust. Schnürer). Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1931. — Preis in Leinen M. 10.50. — Wir machen unsere Leser auf diese hochwertige Sammlungs-Ausgabe ganz besonders aufmerksam.